



Der Weg in den bewaffneten Widerstand: »Was hätte ich denn sonst tun sollen?«

**aus: "»Sag nie, du gehst den letzten Weg« - Frauen im bewaffneten
Widerstand gegen Faschismus und deutsche Besatzung"
von Ingrid Strobl**

Wien 2020

[Originalausgabe Frankfurt a. M. 1989]

Zur Einführung

Die Idee, das letzte Kapitel des Buches "Sag nie, du gehst den letzten Weg" von Ingrid Strobel herauszupicken und als Zine aufzulegen, entstand aus der Begeisterung, welches das ganze Buch als Ganzes geweckt hat. Es handelt von zahlreichen Frauen, die im Europa der 1930er und 1940er Jahre militant gegen Faschismus und für eine freie Gesellschaft gekämpft haben. Ihre Erfahrungen und ihr Andenken weiterzuverbreiten ist der Sinn dieser kleinen Broschüre. Immer noch sind uns die Geschichten unserer Vorkämpfer*innen zu wenig bekannt. Von ihren Erfahrungen können wir lernen und Kraft schöpfen, im Kampf gegen Faschismus und Kapitalismus, als auch für den anhaltenden Kampf gegen das Patriarchat. Viele Frauen und nicht-binäre Personen stellen sich auch heute den gewaltvollen Verhältnissen militant entgegen – sei es in der zapatistischen Bewegung, der kurdischen Frauenbefreiungsbewegung oder in der militanten Selbstverteidigung queerer und feministischer Orte in westlichen Ländern. Den Kämpfenden und den zahlreichen Gefallenen dieser Kämpfe ist dieses Heft gewidmet. Speziell die in dem vorliegenden Buchausschnitt gelieferte Übersicht zu allen im Buch vorgestellten Frauenbiographien, die davon erzählen, wie es dazu kam, dass die Einzelnen militant aktiv geworden sind, ist es wert, verbreitet zu werden. Er dient gleichzeitig als eine Kurzzusammenfassung zu den im Buch genauer beschriebenen Kontexten und Aktivitäten. Militante feministische Ansätze werden momentan auch im deutschsprachigen Raum wieder beliebter und die Funken freudvoller, widerständiger und gemeinschaftlicher Aktion und Organisation verbreiten sich seit einigen Jahren. Die Geschichten spornen hoffentlich dazu an, uns gegenseitig als potentielle Kompliz*innen wahrzunehmen und uns in unseren revolutionären und selbst-ermächtigenden Entwicklungen herauszufordern und zu unterstützen.

Der Weg in den bewaffneten Widerstand: »Was hätte ich denn sonst tun sollen?«

1

»Warum ich das getan habe? Was hätte ich denn sonst tun sollen? Es war doch das einzige, was man tun konnte!« Dieser Satz, diese scheinbar so selbstverständliche Aussage, die »Fifi« Fernandez de Velasca Perez in Madrid mit Truus Menger in Venhuizen, Dina Krischer in Nancy, »Zala« Sadolšek in Lobnig, Gusta Drenger in Krakau und Dora Goldkorn in Warschau miteinander verbindet, die Lebenden und die Toten, diese Aussage steht quer zu allem, was in der Bundesrepublik normalerweise zu diesem Thema ausgesagt wird. Die große Mehrheit derer, die hierzulande nicht direkt von der Verfolgung durch den Nationalsozialismus betroffen waren, ist sich einig: Man hatte nichts gewußt. Oder, falls man doch etwas gewußt hatte, man konnte doch nichts tun. »Was hätten wir denn tun sollen?« steht somit gegen: »Was hätten wir denn sonst tun sollen?«

Die Auskunft, daß es - angesichts der Macht und Perfektion nationalsozialistischer Herrschaft - unmöglich war, dagegen anzukämpfen, scheint logischer und verständlicher als die Haltung des »Trotz alledem!«. Was brachte also Menschen, was brachte Frauen dazu, einen unter dem Aspekt des »gesunden Menschenverstandes« aussichtslosen Kampf gegen einen tausendfach überlegenen Gegner aufzunehmen? Was brachte sie dazu, mit ihrem Leben, ihrer Erziehung, ihrer Rolle, mit allem, was für eine Frau als »normal« gilt, zu brechen, um in ständiger Lebensgefahr Waffen zu stehlen, Bomben zu legen, Menschen zu erschießen? Was brachte sie dazu, ihre Eltern, ihr Haus, ihre Wohnung, ihre vertraute Umgebung zu verlassen, um im Schutz eines Schützengrabens die Nächte durchzuwachen, sich in einem schneeverwehten Partisanenlager mit Hunger und Kälte

herumzuplagen, von einer konspirativen Wohnung in die nächste zu hetzen?

Die meisten dieser Frauen waren sehr jung. Die meisten von ihnen waren schon vor dem Beginn des Krieges beziehungsweise Bürgerkrieges politisch engagiert. Viele von ihnen stammten aus proletarischen Verhältnissen, sie hatten Ungerechtigkeiten und Armut von klein auf kennengelernt, hatten aber auch von klein auf Demonstrationen, Streiks, Widerstand miterlebt. Viele waren Jüdinnen und damit ganz persönlich getroffen von den neuen Verhältnissen, der »neuen Ordnung«. Kaum eine von ihnen stammte aus »geordneter« bürgerlicher Familie, und wenn doch, wurde diese Welt abrupt und brutal zerstört durch den Einmarsch der Endlöser.

Das Leben einer Frau in den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts sah politische Aktivitäten, Kampf, Kameraderie mit »fremden« Männern nicht vor. Ein junges Mädchen, egal ob in Madrid, Amsterdam oder Warschau, egal ob proletarisch oder bürgerlich, wuchs heran, um später zu heiraten, Kinder zu bekommen und für sie zu sorgen. Es hatte auf seinen Ruf zu achten, dem Vater zu gehorchen, der Mutter zur Hand zu gehen. Für die Welt außerhalb der Familie, des Heimes hatte es sich nicht zu interessieren. Arnold Zweig, der während des Ersten Weltkriegs als Soldat in Litauen stationiert war und dort das Leben des Ostjudentums kennenlernte, schreibt in dem Buch, das er diesen Menschen widmete (»Das ostjüdische Antlitz«), über das Los der verheirateten Frauen: »Die Welt der Bücher gibt es nicht mehr; die Welt des Glaubens ist praktisch geworden und Speisegesetz; die Pflege der Kinder hat sie gelernt, als sie selbst noch Kind war und das Jüngste zu tragen und zu versorgen hatte.«¹

Er konstatiert aber auch, daß die jungen Mädchen aus dieser Welt ausbrechen. Er lernt eine Jugend kennen, die die Gesellschaft nicht mehr so hinnehmen will, wie sie ist, die von der Revolution träumt. Die jungen Menschen, auf die sich der

Beobachter Arnold Zweig bezieht, sind nicht die Kinder des jüdischen Proletariats, sondern die Töchter und Söhne aus »gutem Haus«, die Gymnasiastinnen und Gymnasiasten. Auf diese jüdische Jugend, so Arnold Zweig, wirken als Vorbilder nicht »die Eroberer und Entdecker, deren Folgen Sklaverei, Mord, Raubgier, Unrechte jeder Art waren«, auch nicht »die historischen, schon schemenhaften, unempfindlichen Makkabäer«, sondern die »Revolutionäre des langen Kampfes um die Menschenrechte und das Menschen würdige Leben auf der Erde, die ihren Kampf in Rußland fochten. All die Ermordeten, Verschollenen, Verbannten und Geflohenen, all die Täter ihrer Taten mit Wort und Waffe. Und wenn ein Mädchen mit stillem und reinem Gesicht, (...) mit verschwiegenem Munde und geradem Nacken all die Bilder der sozialistischen Studentinnen sah, die stillen und reinen Gesichter, (...) verschwiegenen Münder - sollte in ihrem Herzen dann nicht der Entschluß entbrennen: so zu leben gelobe auch ich - das zu sein vermag ich auch?«²

Diese Flamme brannte auch noch in den Töchtern dieser Frauen. Sie waren Kinder, als die polnischen Juden in den zwanziger Jahren von einem Pogrom in das nächste getrieben wurden, sie hatten den Antisemitismus in seiner - bis dahin - krassesten Form kennengelernt; Sicherheit und Privilegien, die ihre Mütter noch von sich aus abgelehnt hatten, waren ihnen, bevor sie sie noch verachten konnten, schon nicht mehr gewiß. Noch viel stärker traf das auf die Mädchen aus dem Proletariat zu, die von Verfolgung, Diskriminierung und Pogromen ganz direkt betroffen waren. Doch Unrecht zu erfahren, vermittelt oder auch am eigenen Leib, ist noch nicht automatisch ein Grund, sich dagegen zu wehren. Schon gar nicht für ein Mädchen. Aber das Bild von der behüteten Tochter war in den Arbeitervierteln von Warschau und Wilna längst eine Schablone, die mit der Realität nicht mehr viel zu tun hatte. Die Töchter des jüdischen Proletariats standen schon mit 12, 13 Jahren in den Fabriken

oder kleinen Werkstätten, das bißchen Geld, das sie als Näherin oder Besenbinderin verdienten, wurde zu Hause dringend benötigt. An ihrem Arbeitsplatz wurden ihnen Flugblätter zugesteckt, das Wort Streik wurde flüsternd weitergegeben, und eines Tages fanden sie sich in der Masse einer verbotenen Demonstration wieder, flohen vor der Polizei, lernten, wo man sich verstecken konnte und wann man den Mund zu halten hatte. Die Gymnasiastinnen hörten Gerüchte über eine geheime Zelle an der Schule, begannen auf Gesten, ungewohnte Ausdrücke, heimlich im Schulhof liegengelassene Flugblätter zu achten, signalisierten Interesse und wurden eines Tages von einer Mitschülerin angesprochen und zu ihrem ersten Treffen der Spartakus-Gruppe oder der linkszionistischen »Pioniere« mitgenommen.

Für ein Mädchen, eine junge Frau war die politische Betätigung die einzige Möglichkeit, aus dem beschränkten, dumpfen Trott eines vorbestimmten weiblichen Schicksals auszubrechen. In den Jugendorganisationen der Kommunistischen Partei, des »Bund« oder in der Hechaluz-Bewegung traf sie auf Gleichgesinnte, die weder das Schicksal ihrer Klasse noch ihres Volkes, noch auch das ihres Geschlechts hinnehmen wollten. Anstelle von Liebesromanen wurden die sozialistischen Klassiker gelesen, statt auf die jüngeren Geschwister aufzupassen oder Heringe auszunehmen, konnte die junge Frau hier über die Veränderung der gesamten Gesellschaft diskutieren. Die Verantwortung, die sie übernahm, beschränkte sich nicht mehr auf die nassen Windeln des Jüngsten oder den Glanz ihres Haars. Sie war nun Teil einer Bewegung, die dafür kämpfte, die Herrschaft des Kapitalismus zu stürzen oder in Palästina eine neue, klassenlose Gesellschaft aufzubauen. Und damit dieser Traum Wirklichkeit wurde, kam es auch auf sie an, auf sie ganz speziell, auf ihre Fähigkeiten, ihren Einsatz, ihren Mut. »Der Tag, an dem ich den verlorenen Kontakt mit meinem Spartakus wiedergefunden hatte, war einer der glücklichsten

Tage in meinem schweren und tragischen Ghettoleben«, schreibt die Kommunistin und Kämpferin der ZOB, Dora Goldkorn, in ihren »Erinnerungen an den Aufstand im Warschauer Ghetto«, »Alles in mir brannte nach Aktivität«.³

Als »brennende Fackel« beschrieben ihre Genossinnen im Spartakus die junge Niuta Tejtelbojm. Als sie sich als Gefangene des Ghettos wiederfand, war ihr erster Schritt der Griff zur Waffe. Sie machte eine militärische Ausbildung und gab als nächstes ihr neu erworbenes Wissen an andere junge Frauen weiter.

Auch die jungen Frauen und Männer der linkszionistischen Jugendorganisationen änderten ihr Leben radikal. Sie hatten darauf hingearbeitet, etwas aufzubauen, etwas zu schaffen, zu einem neuen Leben beizutragen. Die Aufgaben, die sie sich nun stellten, waren Zerstörung und Tod. Gusta Drenger von der liberalzionistischen Akiba (vielleicht eine Anmerkung was die liberalzionistische Akiba war?) spricht auch für die anderen, wenn sie in ihrem »Tagebuch der Justyna« schreibt: »Mein Gott! Schaffen? Vernichten, vernichten, vernichten, soviel die in den jungen Muskeln verbliebenen Kräfte nur herzugeben vermochten. Denn nur die Vernichtung stand in ihrer Macht. Das allein lohnte sich noch zu ergreifen. Alles andere würde vergehen - nur das, was sie vernichteten, würde bestehen. Es war ein Paradoxon, wie es wenige gibt. Sie, die Jungen und Kräftigen, in deren Macht es stand, Welten zu bauen, die seit Jahren Tag für Tag das Gebäude des Glaubens an einen rechtschaffenen Menschen errichteten, sie sollten jetzt mit Blutvergießen, Diversion, Sabotage, Umsturz, Zerstörung und Vernichtung ihr Leben krönen.«⁴

Die undenkbarste Zerstörung, das unglaublichste Blutvergießen, die systematische Vernichtung ihres ganzen Volkes hatten sie dazu gezwungen. Ihre Perspektive war: stumm und ergeben in den Tod zu gehen oder mit dem eigenen Tod die reibungslos funktionierende Vernichtungsmaschine des Feindes zu

sabotieren. Dieses Leben von einer Deportation zur nächsten war es nicht wert, um den Preis weiterer Demütigungen und Qualen ein paar Wochen oder Monate verlängert zu werden, bis es ohnehin in den Öfen von Chelmno, Treblinka oder Auschwitz endete. Von einer Wohnung in die andere hetzen, einem »Schein«, der Arbeitsberechtigung, hinterherrennen, täglich an den bettelnden, verhungerten Kindern in den Straßen Vorbeigehen, die Schreie der von dem ganzen Elend wahnsinnig Gewordenen mitanhören, die Ermordung der Liebsten mitansehen, erleben, wie die Mörder kleine Kinder mit dem Kopf an die Wand schlagen, bis ihr Gehirn auf das Pflaster spritzt, von Müttern hören, die ihre Säuglinge erstickt haben, damit sie durch ihr Weinen das Versteck nicht verraten, die eigenen Eltern auf dem Umschlagplatz wissen, darauf warten, daß sie auf den Lastwagen zum Abtransport gestoßen werden, die Zwangsarbeit, den Hunger, die Krankheiten aushalten: Dieses Leben war unwürdig, ein Leben auf Knien, das Leben von Sklaven. Dann lieber den Tod, aber den Tod im Kampf. Daß dieser Kampf erfolgreich sein könnte, wagten sie kaum zu hoffen. »Der Sieg«, schreibt Noemi Szac-Wajnkranc in ihren Erinnerungen »Im Feuer vergangen«, »konnte nur das eine sein: so lange wie möglich auszuhalten und so viele Deutsche wie möglich zu töten. (...) Stirb! Für meine Mutter, für den Vater, für unsere Kinder! Ich ziele auf dich! O Gott, gib, daß der Schuß trifft!«⁵

Vitka Kempner, Aktivistin der FPO in Wilna, sagt in dem Film »Die Partisanen von Wilna«: »Wir fühlten uns, als ob wir unser Leben schon verloren hätten. Das machte uns die Sache leichter.«⁶ Und ihre Mitkämpferin Chaya Lazar fügt hinzu: Ihre unzureichenden Waffen, die mit Sprengstoff gefüllte Glühbirne, der Molotow-Cocktail, »das war für mich eine Wasserstoffbombe, der kostbarste Gegenstand, den ich je besessen habe«.⁷ Chayke Grosman, Kämpferin aus Wilna und Organisatorin des Aufstands im Bialystoker Ghetto, erklärte der

amerikanischen Journalistin Marie Syrkin: »Wir wußten, daß mit unserem Tod nicht alles zu Ende war. Daß unser Tod zu einem Symbol würde, unter dem eine neue Generation erzogen werden konnte. Das war es, woran wir in den Ghettos dachten, das war unsere Thora.«⁸

Jede dieser Frauen war bis in ihr tiefstes Inneres davon überzeugt, daß das, was sie tat, richtig, notwendig, die einzige menschenwürdige Möglichkeit überhaupt war. Diese Sechzehn-, Siebzehn-, Neunzehnjährigen folgten nicht einem Verlobten oder Ehemann in den Kampf. Sie waren nicht die »Anhängsel« eines politischen Aktivisten, durch die Tätigkeiten ihres Mannes selbst zu Aktivität gezwungen. Es war ihre eigene Entscheidung, ihr eigener Weg. Und es war trotz aller Überzeugung, trotz der Mißachtung des eigenen Lebens ein schwerer Weg.

Wenn es auch keinen Mann gab, der sie in ihrer Entscheidung beeinflusste (oder behinderte), wenn es auch keine Kinder gab, die sie nicht verlassen konnten - da waren die Eltern. Diese jungen Frauen hingen mit großer, zärtlicher und auch verantwortungsbewußter Liebe an ihren Eltern. Für viele von ihnen war die Deportation der Eltern der letzte Anstoß, die Waffe in die Hand zu nehmen. Und die, deren Vater und Mutter noch lebten, quälten sich mit dem - realistischen - Gedanken, sie könnten sie durch ihre illegalen Aktivitäten gefährden. Zofia Jamajka hatte bereits alle Voraussetzungen erfüllt, um als voll ausgebildete Kämpferin und politisch Verantwortliche zu den Partisanen zu gehen, blieb aber trotzdem in Warschau: Sie fürchtete, die Deutschen könnten ihr Verschwinden aus dem Ghetto bemerken und ihre Eltern dafür büßen lassen. Erst als ihre Mutter und ihr Vater deportiert werden, macht sich Zofia auf den Weg in die Wälder. Gusta Drenger verletzt alle Regeln der Konspirativität, um ihre Eltern in letzter Minute aus dem Krakauer Ghetto zu retten, als die »große Aktion« beginnt. Chayke Grosman riskiert, zu spät auf ihrem Posten zu sein, als der Kampf im Bialystoker Ghetto beginnt - eine unverzeihliche

Handlung für eine Kämpferin in ihrer Position -, um von ihrer alten Mutter Abschied zu nehmen. Dora Goldkorn beschreibt in ihren Erinnerungen eine dieser Tragödien, die sich wohl in vielen Familien so oder so ähnlich abgespielt haben:

»Eines Tages kletterte der Vater unserer Genossin Haiinka Rochmann auf den Dachboden. Die Genossen, die vor unserer >Fabrik< (ein Versteck, in dem Bomben und Molotow-Cocktails hergestellt wurden, Anm. d. Verf.) Wache hielten, bemerkten ihn, erlaubten ihm aber, sie zu besuchen. (...) Herr Rochmann (bat) mit Tränen in den Augen seine Tochter, nach Hause zurückzukehren. >Ich bin allein<, flehte er, >einsam wie ein Einsiedler. Komm zu mir zurück, ich habe noch genug Geld, um uns beide zu retten und auf der arischen Seite einzurichten.< Wir sahen, daß Haiinka einen schweren und schmerzlichen inneren Kampf ausfocht. Sie rang allein mit sich und litt sehr. Dennoch schlug sie die Bitten ihres Vaters entschieden ab. >Mein Leben gehört nicht mehr dir, Vater, sondern ihnen allen<, entgegnete Haiinka auf die flehentlichen Bitten ihres Vaters. Wir traten damals an Haiinkas verzweifelten Vater heran und erzählten ihm von unserem gegenwärtigen Leben, von unseren Aufgaben und Zielen. Wir bemühten uns, ihn mit herzlichen Worten in seinem persönlichen Unglück zu trösten. Herr Rochmann war sehr bewegt, er überließ uns eine größere Geldsumme, küßte zum Abschied seine Tochter und trennte sich von ihr mit den Worten: >Leb wohl, Tochter, möge dich Gott beschützen und dir auf deinem neuen Lebensweg helfen.< Herr Rochmann hat seine Tochter nie mehr gesehen. Er war ein frommer Mann und liebender Vater. Vor seinem Weggehen wünschte er uns heiß und innig in unserer Arbeit Erfolg. Haiinka litt dann noch sehr, hatte sich aber bis zum Schluß tapfer in der Gewalt.«⁹

Noemi Szac-Wajnkranc, die mehrmals vergeblich versucht hatte, ihre Eltern aus dem Warschauer Ghetto zu retten, erfährt später, wie ihre Mutter während des Aufstands starb: »Ich wollte nur

daran denken, daß mein geliebtes Muttchen, das Furcht gehabt hatte vor einem Eierschalensplitter im Omelette, vor Hunden, vor dem Anblick einer Waffe, das mich einst immer zehnmal ermahnt hatte, bevor ich das Haus verließ: >Paß auf die Autos und auf die Straßenbahn auf!<, das jede Verspätung, ob es sich um den Vater oder um mich handelte, wie eine Katastrophe durchlebt hatte, daß diese Mutter als erste die Hand nach einer Handgranate ausstreckte, daß diese Mutter sagte: >Arbeite für die Sache, stirb lieber durch eine Kugel, aber um keinen Preis in der Kammer !<«¹⁰

Julia Manzanal, »Fifi« Fernandez de Velasca Perez, Rosario Sanchez, alle Milicianas, mit denen ich gesprochen habe, sind in Arbeitervierteln groß geworden. Alle waren bereits vor dem Beginn des Bürgerkrieges politisiert, mehr oder weniger aktiv im sozialistischen (de facto kommunistischen) Jugendverband. Alle mußten schon als junge Mädchen zum Lebensunterhalt der Familie beitragen, arbeiteten als Schneiderin, in der Fabrik, als Zigarettenverkäuferin. Julia, deren Mutter geschieden war, nahm schon mit 14 die Rolle des Familienoberhaupts ein. Sie liebte ihre Mutter und spricht heute noch mit zärtlicher Hochachtung von ihr. Rosarios und Fifis Väter waren aktive Linke, sie ermunterten ihre Töchter zwar nicht, sich politisch zu betätigen, legten ihnen aber auch keine Steine in den Weg, als sie von selbst darauf kamen.

Fifi war von klein auf eine Rebellin, sie stolchte mit ihrem Bruder durch die Stadt und erfuhr, daß nur sie, das Mädchen, dafür bestraft wurde. Sie begehrte dagegen auf, daß die Männer in der Familie mehr zu essen bekamen als die Frauen. Sie brachte sich selbst – heimlich – das Autofahren bei. In der Jugendorganisation der Partei durfte sie dann endlich all das, was Mädchen sonst nicht dürfen: sich eine Meinung bilden und sie auch laut sagen. Die Ungerechtigkeiten nicht mehr schlucken, sondern dagegen kämpfen. Ja, sogar mit Waffen umgehen. An die Front zu gehen war für sie einfach die

praktische Umsetzung all dessen, was sie bisher mit großer Begeisterung gelernt und geübt hatte. Und es war die Möglichkeit, aus den lächerlichen Röcken zu schlüpfen, weite, entschlossene Schritte in Männerhosen zu machen. Sich frei zu bewegen, die verhaßte Mädchenrolle abzulegen. Nicht mehr als verkappter Junge behandelt zu werden, sondern als Genosse unter Genossen.

Julia hatte es trotz der Arbeit in der Fabrik und ihrer Verantwortung für die Familie geschafft, ihre Bedürfnisse nach einem Bohèmeleben ein wenig auszutoben. Sie war das, was man heute als »ausgeflippt« bezeichnen würde, trieb sich in Bars herum, legte Wert auf schicke Kleider, kokettierte. Sie lernte aber auch, daß eine junge Frau für dieses Verhalten bezahlen muß. Immer wieder wird sie von Männern sexuell bedrängt, belästigt, auch konkret bedroht. Sie wehrt sich, ist entsetzt über die Mißverständnisse, die sie in ihrem Drang nach Freiheit, nach einem aufregenden Leben auslöst. Eine junge Arbeiterin, die sich nicht eisern an die moralischen Regeln hält, die ihr die Gesellschaft vorschreibt, ist Freiwild. Erst in der Jugendorganisation der Kommunistischen Partei lernt sie andere Möglichkeiten kennen, gegen die eintönige, einschränkende »Normalität« zu verstoßen. Julia lernt sozialistische Theorie und militärische Praxis: »Ich war damals so glücklich«, sagt sie heute noch. Sie genießt ihre Männerkluft und setzt sich das Thälmann-Käppi schief auf den Kopf.

Rosario ist ehrgeizig. Sie will nicht wie die anderen Mädchen in ihrem Dorf das Dienstmädchen der eigenen Familie spielen oder auf dem Feld arbeiten. Sie will etwas Richtiges lernen, Schneiderin, aber auch Maschineschreiben, Buchhaltung, Allgemeinbildung. Und zwar direkt in der Hauptstadt. Ihre Eltern lassen sie gehen, obwohl sie wissen, daß die Schule, die ihre Tochter sich ausgesucht hat, ein Ausbildungszentrum der Kommunistischen Partei ist. Rosario, von der Politik eher abgeschreckt durch das fanatische Verhalten ihres Vaters, der

seine republikanische Überzeugung allzu ostentativ zur Schau trug, politisiert sich eher langsam, zögernd. Aber als die Milicianos in ihre Schule kommen, um Freiwillige für die Front zu werben, ist sie die erste, die die Hand hebt. Sie zweifelt zwar daran, daß die auch Mädchen nehmen. Sie zweifelt aber keine Sekunde daran, daß sie das will.

Daß der Kampf gegen die Faschisten richtig und notwendig ist, ist all diesen Mädchen vollkommen klar. Sie selbst haben sich für die Revolution entschieden, sie wollen dazu beitragen, die Gesellschaft von Grund auf zu verändern, all die Ungerechtigkeiten, unter denen sie von klein auf gelitten haben, zu beseitigen. Sie wissen, wo sie stehen, wo ihr Platz ist. Doch sie könnten ihren Platz auch in der Etappe einnehmen. Sie könnten Suppe kochen und Uniformen nähen, Geld sammeln und Verwundete pflegen. Aber das hieße ja das normale, langweilige Leben als Mädchen fortsetzen. Das hieße letztlich, auf einer anderen Ebene dasselbe tun wie ihre Mütter, also genau das, was sie selbst nicht tun wollten. An die Front zu gehen, mit der Waffe in der Hand zu kämpfen war ihre einzige Möglichkeit, das eigene Leben radikal zu verändern, auch auf die Gefahr hin, es dabei zu verlieren. Diese Mädchen, Julia, Fifi, Rosario, zogen nicht nur als pflichtbewußte, politisch bewußte, disziplinierte Kommunistinnen in den Kampf gegen den Faschismus. Sie taten es nicht nur für »die Sache«. Sie taten es auch für sich, auch wenn sie sich dessen vielleicht nicht bewußt waren, auch wenn sie es heute nicht so sehen wollen. Sie nutzten ihre Chance, verbotenes Terrain zu betreten, das einschnürende Korsett ihres weiblichen »Schicksals« abzulegen, ihre Kräfte zu messen, zu *handeln*.

Johanna Sadolšek, als Partisanin Zala genannt, wuchs in einem »Weiberhaushalt« auf. Ihren Vater kannte sie nicht, der Großvater war alt und krank, der Bruder im Priesterseminar. Den kleinen, schwer verschuldeten Hof führten Mutter und Großmutter mit Hilfe Zalas und einer Tante. Armut, Arbeit und

Diskriminierung waren Zalas Leben als Heranwachsende. In Strümpfen, weil es keine Schuhe gab, marschierte die kleine Zala den langen Weg zur Schule, wo sie nicht nur lesen und schreiben lernte, sondern auch, daß die Sprache, in der sie aufgewachsen war, Slowenisch, minderwertig war, wie auch sie selbst als Angehörige einer unterdrückten, verachteten Volksgruppe. Sie wurde gezwungen, deutsch zu reden, und wurde für ihre Fehler in der neuen, ungewohnten Sprache bestraft. Wieder zu Hause, wo vielleicht der Steuereinzahler gerade das letzte Huhn beschlagnahmt hatte, ging es sofort an die Arbeit. Mit 17 übernimmt Zala offiziell den Hof, sie wird die »Bäuerin« - um den Preis, daß sie heiratet. Was sie dabei empfindet, interessiert niemanden. Die Arbeit wird nicht weniger, sondern mehr, und als ihr Mann eingezogen wird, lastet wieder alle Verantwortung auf Zalas Schultern. Aber ihr Mann war - heimlich - politisch aktiv gewesen, und Zala hatte zum erstenmal in ihrem Leben erfahren, daß man das Leben, so wie es ist, nicht hinnehmen muß.

Zala hat durch die Ehe ihre Selbständigkeit nicht verloren, als Besitzerin des Hofes bleibt sie weiterhin der »Chef«, und als Bäuerin war es für sie ohnehin ausgeschlossen, den »Beruf« aufzugeben. Aber sie ist wacher geworden, interessierter an dem, was in der Welt jenseits des eigenen Kartoffelackers vor sich geht. Im Gegensatz zu ihrem Großvater, der der deutschen Propaganda, die verarmten Höfe würden von der Schuldenlast befreit, glaubt, mißtraut Zala den Nazis, deren örtliche Vertreter sie noch vor dem »Anschluß« Österreichs als erbitterte Feinde der slowenischen Bevölkerung kennengelernt hatte. Sie registriert das Vorgehen der neuen (alten) Herren mit großer Aufmerksamkeit und die Gerüchte über Titos Befreiungsarmee, die neuerdings auch in Kärnten agieren soll, mit sympathisierender Neugier. Obwohl sie sich vor diesen Partisanen noch ein wenig fürchtet, ist ihr – wie den meisten Slowenen Kärntens – doch bewußt, daß das »ihre« Leute sind.

Und als sie ihnen endlich selbst begegnet, zögert sie keine Sekunde. Die Partisanen brauchen Hilfe? Ja selbstverständlich, Zala hilft ihnen. Die Partisanen wollen mit Zala sprechen? Zala ist zur Stelle. Die Partisanen wollen, daß Zala die anderen Frauen mobilisiert, politische und logistische Aufgaben übernimmt? Zala ist bereit. Sie reagiert auf ihre Rekrutierung, als hätte sie ihr Leben lang darauf gewartet. Daß die Faschisten ihre Feinde sind, weiß sie. Daß die Faschisten die slowenische Bevölkerung vertreiben wollen, erlebt sie ganz konkret, sie selbst rechnet ja jeden Tag damit, daß sie sie und ihre Familie holen kommen. Was die Faschisten in den Konzentrationslagern mit den Häftlingen machen, hat Zala von glaubwürdigen Zeugen gehört, und das empört sie noch zusätzlich. Nur eines hatte sie sich bisher nicht vorstellen können: daß man dagegen etwas machen kann. Daß dieser allgewaltige Gegner vielleicht zu schlagen ist. Und genau das behaupten die Partisanen.

Nun kann Zala nichts mehr halten. Zudem sie teilweise auch weiß, mit wem sie sich da einläßt. Die Kämpfer/innen der Befreiungsarmee sind keine Fremden. Der eigene Nachbar ist dabei, der Sohn des Bauern von nebenan, und - auch Frauen gibt es in Titos Armee. Die Gruppe, in der Zala ihren Kampf gegen die Nazis beginnt, besteht ausschließlich aus Frauen: ihren Freundinnen, Nachbarinnen, ihrer Schwägerin. Das Bedürfnis, etwas zu tun, fällt mit der Sicherheit, die eigenen Mitstreiter/innen zu kennen, ihnen vertrauen zu können, zusammen. Daß sie nun täglich ihr Leben riskiert, erscheint Zala ganz normal, eine quasi natürliche Entwicklung. Sie sieht sich nicht als Heldin, sondern als jemand, der einfach nur das Selbstverständliche tut. Daß sie schließlich das illegale Flugblatt mit der Waffe vertauscht, ist ebenso selbstverständlich. Die Deutschen haben sie erwischt, sie konnte ihnen entwischen, also führt sie ihr Weg ganz logisch vom verdeckten zum offenen Kampf, von der logistischen Arbeit im Hinterland zur bewaffneten Einheit in den Bergen. Daß sie sich auch bei

Freunden oder Verwandten verstecken und so das Ende des Krieges abwarten könnte, fällt Zala gar nicht ein. Daß sie ihr Kind zurücklassen muß, ist zwar schrecklich, aber zu bewältigen. Zala weiß, daß sie ihrer Mutter voll und ganz vertrauen kann. Sie würde sich um das Kind kümmern, den Hof versorgen und weiterhin, wie auch bisher, den Partisanen Essen, Kleider und Verbandsmaterial bringen. Der Zusammenhalt der Familie ist durch nichts zu erschüttern. Zala weiß auch, daß ihre Mutter trotz aller Ängste stolz auf sie ist und, was immer auch kommen möge, zu ihr hält. Tatsächlich gelingt es Zalas Mutter, als die Deutschen den Hof stürmen, zu fliehen – und auch sie schließt sich den Partisanen an.

Truus und Freddie Oversteegen wachsen auf mit Demonstrationen, mit der Frau von der Sozialhilfe, die nach »überflüssigen« Decken schnüffelt, und fremden Menschen, die sich bei ihnen versteckt halten. Sie lernen schon als kleine Kinder, daß man sich für Armut nicht zu schämen braucht, daß das bißchen, das vorhanden ist, gerecht geteilt werden muß und daß Verschwiegenheit zum Leben gehört wie Zähneputzen. Die beiden Mädchen wachsen ohne Vater auf, mit einer Mutter, die sie über alles lieben und die sie lehrt, woher die Ungerechtigkeiten kommen. Daß man sich dagegen zur Wehr setzen muß. Daß Solidarität wichtiger ist als alles Hab und Gut der Welt. Diese Mutter, die oft genug nicht weiß, was sie auf den Tisch stellen soll, weckt in ihren Töchtern den Hunger nach Menschenwürde und Gerechtigkeit. Als Fünfjährige hört Truus sagen, »die Roten gehören an die Laternenpfähle«. Auf die verschreckte Frage des Kindes, wer denn diese Roten seien, antwortet die Mutter: Wir. Als Zehn- und Zwölfjährige lernen Freddie und Truus, was Faschismus ist: daß Menschen, die Juden oder Kommunisten sind, in ihrem Wohnzimmer auf Matratzen lagern und sich nicht aus dem Haus wagen. Daß diese Menschen ihre eigene Heimat, ihr eigenes Haus verlassen mußten und nichts mehr haben als das, was ihnen Mutter

zusteckt.

Als die Deutschen in die Niederlande einmarschieren, sind Truus und Freddie, 16 und 14 Jahre alt, schon Profis der Konspiration. Viel gab es – bei einer solchen Erziehung – wohl nicht, was sie im kommunistischen Jugendverband dazulernen konnten. Aber sie haben eine Organisation, die ihnen erlaubt, sofort zu handeln. Freddie und Truus sind dabei, als der triumphierende Chef der niederländischen Nazis seine erste große Niederlage erlebt: Als Mussert, die Macht der neuen Herren hinter sich, auf dem Hauptplatz von Haarlem mit stolzgeschwellter Brust nach dem Mikrophon greift, ertönt ein Konzert von Hunderten von Fahrradklingeln. Von Musserts Rede ist kein Wort zu verstehen. Erst als das Anrücken der Deutschen gemeldet wird und sich die Störenfriede verziehen, herrscht wieder Ruhe auf dem Platz. Nur: Es sind kaum noch Zuhörer da, und die Mikrophonkabel sind durchgeschnitten. Truus und Freddie radeln tief befriedigt nach Hause, der Streich ist perfekt gelungen, die Aktion der Jugendlichen Tagesgespräch. Zu Hause brennen Kerzen im Wohnzimmer. Truus und Freddie wünschen der jüdischen Familie so selbstverständlich »Gut Schabbes«, wie sie »Guten Tag« sagen würden. Ebenso selbstverständlich haben die Mädchen jederzeit die Umgebung des Hauses im Auge und räumen Geschirr und Essensreste weg, sobald sich ihre jüdischen *underduikers* in ihr Versteck zurückziehen. Sie verteilen Flugblätter und die Untergrundzeitschrift der Kommunistischen Partei, »De Waarheid«. Sie treffen sich mit den Genossinnen und Genossen vom Jugendverband, radeln gemeinsam hinaus aufs Land, legen sich in die Wiese, halten Picknick und besprechen dabei die Lage: Wer Lebensmittelmärkte für die *underduikers* braucht, wer morgen beim Druck der Zeitung mithilft, wer anschließend die Pakete zu den Verteilerinnen und Verteilern schafft. Sie sehen völlig harmlos aus und empfinden auch selbst, obwohl sie sich ihrer Lage bewußt sind, das Ganze ein wenig als Spiel, als

Abenteuer. Als aus dem Spiel Ernst wird, als sie für »Spezialaufgaben«, für den bewaffneten Widerstand rekrutiert werden, überlegen sie nicht lange. Sie können sich nicht vorstellen, einen Menschen zu töten, aber sie sind bereit, den *Feind* zu töten und die, die ihm seine Opfer ausliefern. Worauf sie sich da wirklich eingelassen haben, wird ihnen erst klar, nachdem sie bereits den ersten Schuß abgegeben – und getroffen haben.

Sie haben sich entschieden, und sie stehen zu ihrer Entscheidung. Daß man für jede Entscheidung, die man trifft, auch die Konsequenzen tragen muß, wußten sie schon vorher. Truus hatte einen Arbeitsplatz aufgegeben, weil ihr ihr Stolz, ihre Würde wichtiger waren als das dringend benötigte Geld. Der sexuelle Übergriff ihres Arbeitgebers hatte ihr zum erstenmal bewußt gemacht, daß sie eine Frau ist – und daß das Erniedrigung und Machtlosigkeit bedeutet. Ihre Reaktion war spontan, sie wehrte sich handgreiflich gegen die sexuelle Belästigung. Daß sie sich – im Gegensatz zu unzähligen anderen Mädchen, die solche Erlebnisse aus Angst und Resignation hinnahmen – so und nicht anders verhielt, lag daran, daß sie von klein auf gelernt hatte, daß der Mensch eine Würde zu verteidigen hat. Der Mensch, das hieß für Truus ganz selbstverständlich auch die Frau beziehungsweise das *Mädchen*. Schließlich hatte ihr eine Frau, ihre Mutter, diese Lehre vermittelt und nie erwähnt, daß sie für ihresgleichen nicht gelten könne.

Als ihre Töchter für eine hochkonspirative Arbeit angeworben werden, überläßt sie den 15- und 17jährigen Mädchen die Entscheidung. Freddie und Truus wählen den gefährlichsten Weg, der aber auch zugleich der aufregendste, intensivste und von ihnen selbst bewundertste ist. Sie haben von den Partisaninnen gehört, die in der Sowjetunion gegen die Deutschen kämpfen, und diese jungen Frauen sind ihre größten Vorbilder. Nun haben sie die Möglichkeit, dasselbe zu tun, ihren

verehrten Idolen nachzueifern, als Mädchen der wahren Elite des Widerstands anzugehören.

Dina Lipka wächst ohne größere materielle Sorgen heran, geliebt von den Eltern, in der Atmosphäre eines bürgerlichen, religiös traditionellen Elternhauses. Daß die Töchter das Lycee besuchen, ist selbstverständlich, Dina muß um ihre Ausbildung nicht kämpfen. Doch die Fassade der Sicherheit hat Sprünge. Als Dina, deren Eltern aus Rußland und Polen stammen, in Frankreich auf die Schule kommt, erhebt die Lehrerin Einwände gegen ihre noch mangelnden Französischkenntnisse. Dinas Vater hält ruhig und selbstbewußt dagegen: Das Kind spricht russisch, das Kind spricht polnisch, das Kind spricht deutsch. Dann wird es ja wohl auch noch Französisch lernen. Eines hat Dina jedenfalls schon gelernt: Sie ist anders. Sie ist jüdisch. Dank des traditionellen Selbstverständnisses ihres Elternhauses begreift Dina dieses Schicksal nicht als Erniedrigung, sondern als Auszeichnung. Als der latente Antisemitismus ihrer französischen Umgebung von der Vernichtungspolitik der deutschen Besatzer eingeholt wird, gründet Dina eine Selbstverteidigungsgruppe an ihrer Schule. Ihre trotz aller Einbrüche relativ heile Welt wird endgültig zerstört, als jüdische Klassenkameradinnen plötzlich im Unterricht fehlen, als sie selbst sich den gelben Stern an den Mantel nähen muß.

Sie lernt diejenigen hassen, die sich das Recht anmaßen, Menschen derart zu erniedrigen und in den Tod zu schicken. Dina weiß noch nichts von Gaskammern und Krematorien, aber sie weiß, daß ihre polnischen Verwandten vielleicht schon nicht mehr am Leben sind, daß ihr eigenes Leben und das ihrer Familie in Gefahr ist. Doch anstelle von Angst entwickelt sie Haß und das immer intensivere Bedürfnis nach Rache. Politik hat sie nie sonderlich interessiert, aber jetzt sieht sie sich als Jüdin gefordert. Und da sie weiß, daß die von den Deutschen am meisten gefürchteten Widerstandskämpfer jüdische Kommunisten sind, macht sie sich auf die Suche nach diesen

Leuten. Daß sie sie findet, verdankt sie, wie sie heute sagt, ihrem »Instinkt«. Sie »weiß« einfach, daß die Leute, die über ihr wohnen, Juden sind - und daß diese Leute etwas zu verbergen haben, das über ihr Jüdischsein hinausgeht. Sie hat richtig geraten.

Als Dina »abtaucht«, ihre halblegale Existenz als getarnte Jüdin gegen ein Leben im Untergrund, als bewaffnete Widerstandskämpferin, eintauscht, weiß ihre Mutter Bescheid. Dina verstößt auch immer wieder gegen die heiligsten Regeln der Konspirativität, um heimlich ihre Mutter zu treffen: »Obwohl sie Todesängste ausstand«, erzählt Dina, »wußte ich, daß ich ihr vollkommen vertrauen konnte.« Ihre eigenen Ängste muß sie immer wieder aufs neue bekämpfen, aber nie gewinnen sie Oberhand. Ihr Haß auf die Mörder ist stärker. Das inzwischen auch nach Frankreich gedrungene Wissen um die Lager in Polen, das Wissen um die Tausende, die, wie die eigene Familie, zitternd in einem Versteck darauf warten, daß der Alptraum zu Ende geht, dieses Wissen ist stärker als der Selbsterhaltungstrieb, denn mit diesem Wissen kann Dina nicht leben. Sie kann das Leben nur noch ertragen, indem sie es dafür riskiert, die Vernichtungsmaschine der Besatzer zu zerstören.

2

Bis auf die Spanierinnen, die zum Teil schon in der Jugendorganisation militärisch ausgebildet wurden, hatte kaum eine dieser jungen Frauen Erfahrung mit Waffen und anderem Kriegsgerät. Strategie und Taktik waren für sie allenfalls politische Begriffe, aber keine militärischen. Daß sie je töten würden, hatten sie sich nicht träumen lassen. Mädchen spielen nicht Soldat, Mädchen führen keine Bandenkriege in Hinterhöfen, Mädchen lernen nicht einmal zu raufen. Fifi und Truus haben sich sicher ab und an mit Jungen geprügelt, aber immer in dem Bewußtsein, daß sie etwas Verbotenes taten,

etwas, das ihnen nicht zustand.

Waren diese jungen Frauen Jüdinnen, standen sie noch dazu in einer langen Tradition des Antimilitarismus, einer auf das Wort, nicht auf das Kriegshandwerk orientierten Welt. Hierin unterschieden sie sich nicht von ihren männlichen Kameraden, und das gereichte ihnen in gewisser Weise zum Vorteil: In den linkszionistischen Gruppen und dem Jugendverband des Bund hatten in diesem entscheidenden Punkt die Männer den Frauen nichts voraus. Beide hielten zum erstenmal in ihrem Leben eine Waffe in der Hand, beide lernten gemeinsam, damit umzugehen. Es gab keine Überlegenen und Unterlegenen, keine langjährig Erfahrenen und grünen Anfängerinnen. Auch in den kommunistischen Gruppen kamen hier keine allzu großen Unterschiede zum Tragen. Die »alten«, erprobten Revolutionärinnen wußten sehr wohl, wie man mit einem Revolver umgeht, und brachten es ihren jüngeren Genossinnen bei, die dadurch genau dieselbe Ausbildung erhielten wie ihre männlichen Kameraden. »Die Schießübungen waren für uns eine natürliche Angelegenheit«, schreibt Dora Goldkorn in ihren »Erinnerungen an den Aufstand im Warschauer Ghetto« und erklärt das mit der »großen und heiligen Sache«.¹¹ Um die ging es natürlich auch, aber schon ein paar Zeilen weiter spürt man noch etwas anderes aus ihren Sätzen heraus: die Freude an dieser Ausbildung, den Stolz, mit etwas so Ernsthaftem und Ungewöhnlichem – mit etwas so Männlichem – wie Waffen hantieren zu dürfen.

Diese Mädchen müssen das militärische Training als einen entscheidenden Einschnitt in ihrem Leben empfunden haben. Als radikalen und endgültigen Bruch mit den Gesetzen der Weiblichkeit, die ihnen bisher als heranwachsende Frauen auferlegt waren und die sie selbst als junge Kommunistinnen noch einschränkten. Jetzt wurden sie ernst genommen. Jetzt waren sie nicht mehr die zukünftige Frau des Genossen Soundso, sondern Kämpferinnen, auf die man zählte. Dora

Goldkorn: »Ich erinnere mich noch an unseren ersten Schießunterricht. Wir waren fünf Mädchen. Ich sehe sie alle. Hier sitzt Ludka Arbeitsman aus der Wronastraße, eine sehr junge Schülerin aus der vierten Gymnasialklasse, die Jüngste unter uns, immer sprühend vor Begeisterung und Hartnäckigkeit. Und neben ihr Renia Niemiecka, die wegen der religiösen Rückständigkeit ihres Vaters sehr viel Leid und Ärger auszustehen hatte. Und dort die Tüchtigste von uns: Esia Twerska aus Wilno. Und schließlich Rózka Rosenfeld, die Leiterin unseres Zirkels. Vor uns liegt ein Gewehrmodell aus Holz. Speziell zu dem Zweck, uns die Handhabung des Gewehrs beizubringen, war eine Instrukturin zu uns gekommen, die Genossin Lena. Wir setzten uns auf den Fußboden, hantierten mit dem hölzernen Modell und machten Zielübungen, behandelten diese Übungen aber doch mehr als Spielerei, wir waren sichtlich enttäuscht. Wir baten um eine richtige Waffe. Ludka wollte die Holzflinte nicht einmal in die Hand nehmen. Wir stritten mit unserer Instrukturin herum, die schließlich nachgab und uns den Mechanismus des Revolvers und der Handgranate anhand von Zeichnungen erklärte. Zu der nächsten Stunde brachte man uns schon einen richtigen Revolver und eine Handgranate.«¹²

Die Ausbildung an der Waffe ist der erste Schritt in den Untergrund, der letzte und endgültige ist - in den Ghettos - die Kasernierung. Die jungen Frauen verlassen ihr Elternhaus und ziehen in eine konspirative Wohnung, die sie möglichst gar nicht mehr oder nur noch getarnt verlassen. Sie müssen sich davor hüten, von Freunden oder Bekannten auf der Straße erkannt zu werden. Der Bruch mit ihrem früheren Leben ist radikal. Sie lassen alles zurück, was bisher zu ihrem Alltag gehörte, färben sich die Haare, weisen sich mit falschen Papieren aus, verkleiden sich, wenn sie mit einer Mission beauftragt sind, als »arische« Polinnen. Das Geld, das ihnen die Organisation zur Verfügung stellt, wird für Lebensmittel und

den Kauf von Waffen verwendet, alles wird mit allen geteilt, die Kampfgefährten/innen sind sich gegenseitig Familie, emotionale Zuflucht, Ansporn. Es gab, so Dora Goldkorn, in diesen Kommunen »keinen Platz für Hysterie, Verzagtheit, Klatschereien, Neid, Streit, Egoismus und Feigheit«.¹³ Disziplin war das oberste Gebot, und ohne ein extremes Maß an Disziplin hätten sie diesen Kampf in einem Meer aus Tod und Verwüstung nicht führen können. Wie oft wurde eine Chayke, eine Zofia, eine Dora, eine Niuta wohl von heimlicher Verzweiflung überfallen, von dem Bedürfnis aufzugeben? Gusta Drenger schreibt in ihrem »Tagebuch der Justyna«, daß sie sich einmal geradezu gewünscht hat, die Deutschen würden sie endlich erwischen. Das Leben »auf Ruinen« erschien ihr in diesem Moment vollkommen sinnlos. Auch Chayke Grosman erinnert sich an einen Anfall von völligem Defätismus. Als sie nach der Niederschlagung des Aufstands im Bialystoker Ghetto auf der Flucht am »Umschlagplatz« vorbeikommt, wird sie beinahe überwältigt von dem Bedürfnis, sich zu den Wartenden zu setzen, um sich mit ihnen gemeinsam in die Gaskammer transportieren zu lassen. Es ist das Übermaß an Erschöpfung, das diese atemlosen Kämpferinnen nur noch von Ruhe phantasieren läßt, und Ruhe, das wissen sie, finden sie nur im Tod. In solchen Momenten, wenn der Kampf sinnlos erscheint, das Überleben seinen Wert restlos verloren hat, rettet sie wohl ausschließlich die hart erarbeitete Disziplin. Sie überwinden die Schwäche und machen weiter. Und im Weitermachen erkennen sie auch wieder den Sinn ihres Einsatzes.

Wie Zala sind auch viele andere Tito-Partisaninnen Bäuerinnen. Waffen sind ihnen nicht fremd, sie haben Tiere geschlachtet, können mit einem Jagdgewehr umgehen. Was sie sonst noch für den Kampf brauchen, lernen sie bei ihrer Einheit. Und sie lernen alles auf einmal: auch auf nacktem Fels zu schlafen, voll angezogen und - zwischen Männern. Zala erzählt, daß sie davor große Angst hatte, daß sie sich nicht vorstellen konnte, eine

Nacht Decke an Decke mit wildfremden Männern zu verbringen, daß sie sich schlicht weigerte und dafür ausgelacht wurde. Als sie merkt, daß ihr nichts passiert, als sie erfährt, daß sexuelle Belästigung von Mitkämpferinnen streng bestraft wird, als sie schließlich selbst die kameradschaftliche und asexuelle Atmosphäre in den Berglagern erlebt, ist sie unendlich erleichtert. Alles andere erscheint ihr nicht ganz so problematisch. Daß es keine Kleider zum Wechseln gibt, daß das Essen nicht reicht, um satt zu werden, das kennt sie bereits, das war zu Hause oft nicht anders. Als schwieriger erweist sich die völlig mangelnde Hygiene. Ständig in Bewegung, in Angriff und Rückzug, auf langen Märschen von einem Einsatzgebiet zum nächsten, können die Partisan/inn/en tage-, manchmal wochenlang die Kleider nicht waschen, selbst die Unterwäsche nicht wechseln, und das ist für Frauen, die sich mit ihrer Menstruation herumplagen müssen, besonders hart. Auch das Waschen wird zum Problem unter lauter Männern, ebenso der Gang zur - nicht vorhandenen - Toilette.

Den Spanierinnen an der Bürgerkriegsfront ergeht es genauso. Sie liegen tagelang verdreckt im Schützengraben, stecken sich, wenn keiner hinsieht, Watte zwischen die Beine und vergraben sie nachts in einem Erdloch. Finden sie in langanhaltenden Gefechten keine Zeit, die Watte auszutauschen, rinnt ihnen das Blut in die Hose und verkrustet. Fifi erzählt, daß sie deshalb häufig Wunde Schenkel hatte, und außerdem: »Es stank.« Am ganzen Körper konnten sie sich nur waschen, wenn sie Fronturlaub hatten, aber, so Julia: »Wann hatten wir schon Fronturlaub?« Auch sie mußten sich daran gewöhnen, neben Männern zu schlafen und nicht einmal die Stiefel ausziehen zu können.

Partisaninnen wie Frontkämpferinnen waren ständig übermüdet. Gab es keine Gefechte, mußten sie Wache schieben. Rosario erinnert sich, daß sie schnell lernte, an einen Baum gelehnt im Stehen zwei, drei Stunden zu schlafen. Wie in den

Kommunen der Ghettokämpfer/innen gab es an den Fronten der spanischen Sierra und der slowenischen Berge keinen Platz für »Hysterie, Streit, Egoismus«. Keinen Platz für Schwächen, für Zusammenbrüche. Und wenn sich jemand eine Schwäche leistete, dann war es ein Mann. Die Frauen wußten, daß jedes »Versagen« ihrerseits nicht als persönlicher Fehler, sondern als Erbsünde des ganzen Geschlechts betrachtet würde. Ein Mann, dem die Tränen kamen, wurde von den Genossen getröstet und in den Arm genommen. Die Frauen fürchteten, wenn sie weinten, als Heulsuse dazustehen: typisch Frau. Mika Etchebéhère schreibt in ihren Erinnerungen an den spanischen Bürgerkrieg, »La guerra mia«, daß sie nach einer tagelangen mörderischen Schlacht so lange die Zähne zusammenbiß, bis alle anderen endlich schliefen: Erst dann konnte sie ihren Tränen freien Lauf lassen. Zala bricht ein einziges Mal zusammen: Als sie hört, daß die Deutschen ihren Hof überfallen, angezündet und ihre Cousine deportiert haben. Sie weiß nicht, was mit ihrer Mutter, ihrem Kind und ihrer Großmutter geschehen ist, und muß das Schlimmste fürchten. Sie zieht sich zurück, setzt sich auf einen Stein und weint sich die Seele aus dem Leib. Was hat das jetzt alles noch für einen Sinn, fragt sie sich, wozu soll ich weiterleben? – Um sie zu rächen, antwortet ihr Kommandant, der ihr nachgegangen ist, auf die unausgesprochene Frage.

Truus und Freddie werden gründlich ausgebildet, nachdem sie sich für den bewaffneten Widerstand entschieden haben. In einem nahegelegenen Wald lernen sie schießen, später auch, wie man Bomben baut und an Bahngleisen anbringt. Bald schon können sie nicht mehr zu Hause wohnen, sie ziehen zu Genossen, die selbst nicht aktiv sind, und von da an wechseln sie immer wieder die Wohnung. Als landesweit gesuchte »Topterroristinnen« können sie es sich nicht leisten, allzulange an ein und demselben Ort gesehen zu werden. Mal leben sie allein bei ihren fremden Gastgebern, mal zu zweit oder auch zu

dritt mit Hannie Schaft. »Zu Hause« sind sie selten, ihr Tag ist voll mit Terminen: Treffen, Observation, Aktion, Flucht, neue Treffen. Zwischendurch verteilen sie illegale Zeitschriften, bringen jüdische *underduikers* in andere Verstecke, transportieren Waffen und Sprengstoff. All das in abgetragenen Kleidern, zu dünnen Mänteln, immer mit dem Fahrrad unterwegs, immer auch bewaffnet.

Sie hungern. Ihre Organisation zahlt den Kämpfer/inne/n nur das Nötigste, und oft genug reicht das Geld nicht einmal dafür. Truus erzählt, daß sie ständig ein schlechtes Gewissen gegenüber ihren Gastgeber/inne/n hatten und lieber weniger aßen, um nicht das Gefühl zu haben, sie würden sie ausnützen. Es reichte ja schon, daß sie sie allein durch ihre Anwesenheit in Lebensgefahr brachten. Eine Tasse Ersatztee und ein Stückchen Brot zum Frühstück, ein paar Kartoffeln oder eine dünne Suppe zum Abendessen, das war oft das einzige, was die jungen Frauen in den Magen bekamen. Am Abend, wenn sie einmal nichts zu tun hatten, erzählten sie sich Geschichten und lernten Sprachen. Wenn Truus und Freddie den Unterricht nicht ernst nahmen, sondern eher als entspannende Ablenkung behandelten, wurde Hannie wütend. »Sie war sehr streng«, erzählt Truus, »sie wollte, daß wir *richtig* Englisch lernten, nicht nur so nebenher.«

Nachts froren sie in ihren Betten, weil sie nicht genügend Decken hatten, morgens wuschen sie sich mit kaltem Wasser. Jeder Gang auf die Straße war ein Hasardspiel. Was, wenn man sie erkannt hatte? Was, wenn ein Verräter sie entdeckt hatte? Was, wenn die Deutschen bei einer Kontrolle ihre Waffen fanden oder die – falschen – Papiere zu genau studierten? Auch wenn sie keine Aktion vorbereiteten oder durchführten, hatten sie ständig auf der Hut zu sein. Als Illegale und gesuchte Widerständlerinnen mußten sie gar nichts *tun*, um dabei erwischt zu werden. Selbst wenn sie bei einem harmlosen Spaziergang verhaftet wurden, waren ihnen Folter und Tod gewiß,

spätestens, wenn die Deutschen herausgefunden hatten, wer ihnen da in die Fänge geraten war. Ihr Leben bestand aus permanenter Anspannung. Einmal bricht Truus zusammen, mitten in einer Aktion. Sie lehnt an einer Hauswand, den entsicherten Revolver in der Tasche, und wartet auf den SD-Offizier, den sie erschießen soll. Und plötzlich fällt sie um, wird ohnmächtig. Anschließend liegt Truus tagelang in hohem Fieber, sie glaubt, ihr Ende sei gekommen. Und schämt sich für ihren Zusammenbruch, für diese unverzeihliche Schwäche. Kaum wieder auf den Beinen, stürzt sie sich in die nächste Aktion. Doch als Hannie die Nerven verliert, ist Truus diejenige, die sie zur »Schwäche« zwingt. Wenn es um andere geht, weiß sie sehr wohl, daß Weinen heilsam sein kann.

Allerdings: nur für kurze Zeit. Das Zulassen von Schwäche mußte der Wiederherstellung von Stärke dienen. Wirkliche Schwäche konnten sich diese Widerstandskämpferinnen nicht leisten. Schon der aller kleinste Fehler konnte sie verraten. Wer ernstlich krank war, konnte nicht rechtzeitig fliehen, wenn eine Adresse »heiß« war, das heißt beschattet wurde. Wer sich mit den eigenen Problemen beschäftigte, achtete nicht mehr ausreichend auf seine Umgebung und lief womöglich in eine Falle, übersah einen Spitzel, eine Kontrolle. Wer bei einem Anschlag keine ruhige Hand hatte, verfehlte sein Ziel und brachte sich und die Gefährt/inn/en in Gefahr.

Dina Lipka lernt eine Pistole laden, auseinandernehmen und damit zielen. Sie hat noch nie so ein Ding in der Hand gehabt und ist äußerst konzentriert. Sie hat keine Zeit für Ungeschicklichkeiten, keine Zeit, lange damit herumzuprobieren. Sie prägt sich die Handgriffe ein und geht schon wenig später auf ihre erste »Patrouille«, um sich selbst eine Waffe zu »organisieren«.

Dina hat Angst. Angst vor der Aktion, aber auch Angst, daß es sie trifft zu töten. Nur die tiefe Überzeugung, daß jeder Schuß einen von denen trifft, die verantwortlich sind für den

Massenmord, für unausdenkbare Qualen, daß jeder »Terrorakt« den Besatzern schmerzhaft zu Bewußtsein bringt, daß auch sie für ihre Verbrechen bezahlen müssen, bringt sie immer wieder dazu, abzudrücken, die Bombe zu deponieren, den Benzinkanister anzuzünden.

Die Regeln der Konspirativität waren hart. Keine Freunde, keine Familie, keine Liebe. Kein Kino, keine Feste, keine Restaurantbesuche mit den Genossinnen und Genossen. Arbeit und Einsamkeit. Sie halten sich nicht immer daran. Die »Bande von Jacquot« trifft sich gegen alle Verbote ab und an in seiner Wohnung: »Wir haben zusammen gegessen, gesungen, geredet. Aber das war sehr selten. Nicht nur, weil es die Regeln verletzte und einfach wirklich zu gefährlich war, sondern vor allem, weil wir gar keine Zeit dafür hatten.« Treffen mußten eingehalten werden, und zwar auf die Sekunde pünktlich. Erschien jemand nicht auf dem täglichen Treffen, bedeutete das, daß sie oder er verhaftet worden war. Niemand durfte durch Zuspätkommen ein solches Mißverständnis provozieren. Die Waffen oder der Sprengstoff für die nächste Aktion mußten besorgt, der Anschlag geplant und dann ausgeführt werden. Und schon wieder war ein Tag um, die Nacht war nicht zum Schlafen da, sondern zur Durchführung von weiteren Sabotageaktionen.

»Und immer hatten wir Hunger«, erzählt Dina. Die Organisation bezahlte ihren Kämpferinnen und Kämpfern 2500 Francs pro Monat, zuzüglich der Miete und ein paar Lebensmittelmarken. Das war der Lohn eines ungelernten Arbeiters, aber davon konnte man nicht leben, wenn man keine Zeit hatte, vor Geschäften Schlange zu stehen, auf das Land zu fahren, um Lebensmittel zu hamstern, durch die Stadt zu laufen, um herauszufinden, wo es was am billigsten gab. »Wir waren ja jung«, sagt Henri, »und natürlich haben wir das ganze Geld bis zur Monatsmitte längst ausgegeben.« Dina nicht: »Ich habe es mir ganz genau eingeteilt. Meistens war ich dann die einzige, die am Monatsende noch Geld hatte, und da habe ich natürlich

an die anderen abgegeben.« Essen war das Lieblingsthema der Kombattant/inn/en, wenn sie einmal Zeit und Gelegenheit hatten zusammensitzen. »Wir haben nicht vom Sozialismus gesprochen, nicht über Politik, sondern darüber, was wir nach der Befreiung alles essen werden«, erzählt Dina lachend. Und trotzdem haben sie nie auch nur einen Pfennig des »eroberten« Geldes für sich behalten: »Wenn wir eine Bank gemacht haben, haben wir alles an die Leitung abgegeben. Das Geld war ja für den Kampf bestimmt, für alle.«

3

Juden sind feige, unterwürfig und weibisch. Frauen sind feige, unfähig und wollen unterworfen werden. Juden können nicht kämpfen. Frauen können nicht kämpfen. Oder: Juden sind Menschen des Geistes, des Wortes. Sie tragen ihr hartes Schicksal in heldenhafter Ergebenheit. Gott prüft sie schwer als sein auserwähltes Volk, und sie nehmen die Prüfung an. Frauen sind dazu geboren, Leben zu schaffen und zu erhalten. Ihre natürliche Bestimmung ist es, zu schützen, nicht anzugreifen. Sie sind die besseren Menschen.

Kein Gegenbeweis der Realität konnte den Mythos zerstören, »die Juden« seien passiv, willig, ja »freiwillig« wie die Lämmer zur Schlachtbank gegangen. Und kein Gegenbeweis der Realität konnte den Mythos zerstören, der »richtige«, der militärische, bewaffnete Widerstand gegen den Faschismus sei Männersache gewesen. Die nationalsozialistischen Mörder, die mit den wahren Tatsachen konfrontiert wurden, erschraaken darüber: Sie stießen auf kämpfende Juden und auf kämpfende Frauen. Beides beeindruckte sie nachhaltig - im Gegensatz zu vielen Historikern, die in ihrer Erforschung des Widerstands Juden und Frauen konsequent übersehen.

Wäre das schlechte Gewissen weniger gut auszuhalten, wenn man wüßte, daß sich die Opfer gewehrt haben? Ist es leichter,

sich vorzustellen, wie eine graue, geduckte Masse widerstandslos in die Gaskammer flutet, als sich vorzustellen, wie eine Handvoll verzweifelter Frauen und Männer mit Molotow-Cocktails gegen die Maschinengewehre der Endloser anrennt? Opfer haben etwas Rührendes an sich. Man kann um sie weinen, mit ihnen leiden, sich der Erschütterung anheimgeben und sich dann wieder wichtigeren Dingen zuwenden. Es ist schrecklich, aber was hätte man schon tun können? Die Konfrontation mit den Juden, die etwas getan haben, ist weniger bequem. Sie stellt die Frage nach den »Ariern«, die nichts getan haben. Sie stört das beruhigende Bild des Philosemiten vom edlen, durchgeistigten Antlitz des stumm sterbenden Juden. Sie wirft generell den Verdacht auf, daß man die Verhältnisse, so wie sie sind, nicht hinnehmen muß. Daß man sogar gegen einen scheinbar hoffnungslos überlegenen Gegner kämpfen kann. Daß Überleben um jeden Preis nicht das höchste Ziel eines Menschen sein muß.

Die Erkenntnis, daß Frauen die Waffe in die Hand genommen und auf hohe männliche Offiziere gerichtet haben, rüttelt an den Grundfesten des patriarchalen Rollenverständnisses. Von rechts bis links, von Kirchenfürsten bis zu Exponentinnen der Frauenbewegung wird auch heute noch an der Erhaltung und Verfestigung eines von allen dekretierten Dogmas gearbeitet: an dem Dogma von der friedfertigen Natur der Frau. Von ihrer Bestimmung als Spenderin des Lebens, als Beschützerin der Brut, Opfer vielleicht des männlichen Aggressionstriebes, aber selbst allem Kämpferischen abhold.

Die These des bürgerlichen Flügels der ersten Frauenbewegung, der Nationalsozialismus sei nur eine weitere Ausprägung einer männlichen Politik, die den Frauen ferner sei als der Mond, gegen die sie also auch nichts unternehmen können, wollen, sollen, diese These wird auch in heutigen Feministinnenkreisen wieder aufgewärmt. Und geglaubt. Die Frauen hätten alle Hände voll damit zu tun gehabt, ihre Familie durch die schweren

Zeiten zu bringen, heißt es, nur die Männer hätten sich – länger auf Kosten ihrer Angehörigen – den »Luxus« des Widerstands leisten können. Diese Prämisse geht (abgesehen von ihrer Diffamierung des Widerstands) unausgesprochen davon aus, daß es nur deutsche, also »arische« Frauen gab, die noch dazu völlig unpolitisch sein mußten. Die Frage, wie eine Jüdin ihre Familie hätte durchbringen sollen und woher zum Beispiel all die Kommunistinnen kamen, die sich den »Luxus« des Widerstands sehr wohl »leisteten«, wird nicht beantwortet, weil sie gar nicht gestellt wird. Ebenso wenig die Frage, wie sich die Frauen in den von den Deutschen besetzten Ländern verhielten. Aber auch dort wabert der Mythos. Von Paris bis Warschau wird das Bild der kämpfenden Frau konsequent ausgeblendet. Auch Historikerinnen sind davon nicht frei. Annette Wieviorka, die in ihrem Buch *»Ils étaient juifs, résistants, communistes«* den Widerstand der M. O. I. aufarbeitet, beschreibt die Frauen der Organisation vorzugsweise in der Rolle der Unterstützerin und Lebensbewahrerin. Die Aktivistinnen, auf die sie ausführlicher eingeht, haben die Infrastruktur der kämpfenden Gruppen organisiert und jüdische Kinder außer Landes gebracht - ein wichtiges und gleichfalls verschwiegenes Kapitel der Geschichte. Eine umfassende Dokumentation dieser Rettungsaktionen auf waghalsigen Fluchtwegen quer durch das besetzte Europa ist noch nicht erstellt, die unschätzbare Leistung dieser Frauen, denen es gelungen ist, unter Einsatz ihres Lebens den Endlösern Hunderte Opfer zu entreißen, noch nicht gewürdigt. Und doch - wenn der Anteil der Frauen am Widerstand überhaupt beschrieben wird, dann in dieser Rolle, die letztlich ihrer »natürlichen Bestimmung« nicht widerspricht. Auf die Kämpferinnen, wie Jeanine Sontag, Simone Motti, Olga Bancic, geht Annette Wieviorka kaum oder gar nicht ein. Und sie, die tagelang bei Krischers in Nancy recherchierte, mit ihnen sprach, ihr Archiv auswertete, sie ignoriert Dina Krischer vollkommen. In ihrem Buch finden sich die detaillierten

Lebensläufe von Henri Krischer, von Herbert Herz, von Jacquot Szmulewicz. Daß an deren Seite eine Dina Lipka (verheiratete Krischer), eine Jacqueline Bloch gekämpft haben, erfährt die Leserin nicht.

Wenn Frauen sogar fähig waren, die an allen Fronten siegreiche deutsche Armee zu bekämpfen, die allmächtige und grausame Gestapo in Angst und Schrecken zu versetzen, dann sind Frauen womöglich fähig, sich auch gegen weniger bedrohliche Gegner zur Wehr zu setzen. Wenn Frauen bewiesen haben, daß sie die Anstrengungen des Schützengrabens, des Partisanenlagers, der Illegalität genausogut aushalten wie Männer, dann verblaßt womöglich das Bild vom schwachen Geschlecht, das vom Manne geschützt werden muß - um den Preis von weniger Rechten, weniger Lohn, weniger Selbständigkeit, weniger Anspruch auf Menschenwürde. Und so wird die Kämpferin, so sie einmal doch aus der allgemeinen Verdrängung auftaucht, als kaltblütige Bestie geschildert. »Wehe, wenn sie losgelassen.« Das waren keine richtigen Frauen. »Die Leute dachten, ich wäre wie so ein Killer herumgelaufen, in jeder Hand eine Pistole, päng, päng, päng«, sagte Truus Menger. Ehemalige Mitkämpfer von Zala erzählen sich die beruhigende Geschichte, daß auch sie einmal die Nerven verlor und gezittert hat. Die Frauen an der spanischen Bürgerkriegsfront werden als Huren diffamiert. Auch Partisaninnen wie Zala haben sich mit diesem Ruf herumzuschlagen: Monster oder Hure. Aber auf keinen Fall eine ganz »normale« Frau, die es nur nicht ertragen konnte, daß ein menschenverachtendes Mordregime Millionen und aber Millionen von Menschen in seine Gewalt zwang. Die es nicht ertragen konnte, wegzusehen und zu hoffen, daß der Spuk irgendwann zu Ende sei. Die es nicht ertragen konnte, sich selbst in Sicherheit zu bringen und alle anderen ihrem Schicksal zu überlassen. Die aber auch nicht bereit war, sich auf die Rolle der helfenden, nährenden, Zuflucht gewährenden Unterstützerin zu beschränken.

Eine Fifi, Zala, Truus, Dina, Niuta wollten mehr. Sie wollten ihren Widerstand direkt ausdrücken, einen Widerstand, der nicht »nur« aus dem Abscheu vor dem Faschismus gespeist war, sondern auf einer fundamentalen Gegnerschaft zu den herrschenden Verhältnissen an sich basierte. Diese Frauen rebellierten nicht erst, als die faschistischen Generäle geputscht hatten, die Wehrmacht einmarschiert war. Sie waren schon vorher in Konflikt gekommen mit einer Gesellschaftsordnung, in der wenige über viele herrschen, in der es ein Oben und Unten gibt, eine ausbeutende und eine ausgebeutete Klasse, in der die Menschen in »höhere« und »mindere« Rassen eingeteilt werden, in der Frauen weniger Rechte haben als Männer. Sie hatten sich mit anderen zusammengeschlossen, um eine neue Gesellschaft zu schaffen, in der all diese Unterschiede aufgehoben sind. Die extreme Zuspitzung der herrschenden Verhältnisse durch den Faschismus, die Selektion der beinahe gesamten europäischen Bevölkerung in Arbeitssklaven und Herrenmenschen, in Fortpflanzungswürdige und zu Vernichtende katapultierte sie in einen Ausnahmezustand, der auch eine Chance war: die Chance, mit einer schlechten, verhaßten »Normalität« endgültig zu brechen. Sie, die bereits an ihren alltäglichen Fesseln gerüttelt hatten, waren sensibilisiert für die massiven Ketten, die das neue Regime den Menschen in den eroberten Ländern anlegte. Diese neue, bisher unbekannte Bedrohung war auch ein Anstoß, nun alles zu wagen. Der Terror der neuen Herren scheuchte sie nicht zurück, sondern mobilisierte sie, weckte in ihnen eine ungeahnte Entschlossenheit.

Und wenn sich diese Mädchen auch zum Teil dem bewaffneten Widerstand nicht nur aus politischer Überzeugung angeschlossen hatten, wenn auch eine Portion Abenteuerlust im Spiel war, das Bedürfnis, der langweiligen, einengenden Frauenrolle zu entgehen, das allein reichte nicht aus, um monate- und jahrelang Tag für Tag ein Leben an der Front, in

der Illegalität auszuhalten. Die Kraft, als gejagte »Terroristin« unter der Nase des Feindes weiterzukämpfen, wurde nicht allein aus Abenteuerlust gespeist. Diese Kraft nährte sich aus dem radikalen Bruch mit *allem*, was die Gesellschaft gebietet, mit allem Gewohnten, aus der Überschreitung aller Grenzen. Diese jungen Frauen brachen mit ihrer Rolle, sie brachen das Gesetz, sie brachen den Schutzwall des Selbsterhaltungstriebes nieder. Sie hatten sich zu weit vorgewagt, um noch zurück zu können oder zu wollen.

Dazu kam ein Motiv, das Frauen ebensowenig zugestanden wird wie der Wille zu kämpfen. Was vor allem die jüdischen Widerständlerinnen selbst in den Momenten schwärzester Verzweiflung aufrechthielt, war das flammende Bedürfnis nach Rache. Ein Motiv, das in der Retrospektive lieber verleugnet wird. Nicht unbedingt von den Betroffenen, aber von denen, die über sie schreiben. Rache ist vom humanistischen Gesichtspunkt aus ein negativer Antrieb. Widerstandskämpfer aber waren gute Menschen. Gute Menschen kämpfen *für* etwas, für den Frieden, für die Befreiung, für eine bessere Welt. Rache ist auch vom sozialistischen Standpunkt aus nicht legitim. Sie ist rückwärtsgewandt, der Revolutionär aber blickt nach vorne, auf eine von ihm zu schaffende Zukunft. Rache ist schon überhaupt nichts für Frauen. Frauen sind qua Geschlecht gute Menschen, und als Revolutionärinnen zukunftsorientiert. Abgesehen davon, ist Rache eine – wenn auch nicht sanktionierte – Leidenschaft, etwas Großes, Männliches also. Frauen sind bestenfalls rachsüchtig und damit kleinlich und enervierend. Aus all diesen Gründen also klammert man Rache in der Beschäftigung mit dem Widerstand als Motiv generell und im Zusammenhang mit dem Widerstand von Frauen noch einmal speziell aus.

»Ich habe meine Ehre als jüdische Frau verteidigt, und ich habe die Unseren gerächt«, sagt Dina Krischer, ruhig, gelassen, stolz. »Rache für die Tausende und aber Tausende, die in den Wäldern

erschossen und in den Lagern ermordet wurden«, schworen die Kämpferinnen in Warschau, Wilna, Bialystok. Diese Frauen hatten nicht nur ein lange ersehntes, heiß diskutiertes, strategisch erarbeitetes, aber weit entferntes Morgen vor Augen. Vor ihnen stand nicht nur die sozialistische Gesellschaft, die die Überlebenden einmal errichten würden, in Polen, Frankreich, Palästina. Vor ihren Augen standen auch die Eltern, die in einem engen, dunklen Versteck vor der Entdeckung zitterten, die Genossinnen und Genossen, die in den Gefängnissen der Gestapo gefoltert wurden, die Schulkameradinnen, die in einem Viehwaggon nach Auschwitz gekarrt wurden, die Leichen in den Kalkgruben, die Ersticken in den Gaskammern. Auch für sie steckten sie eine neue Patrone in das Magazin, auch für sie luden sie durch, auch für sie zielten sie, auch für sie trafen sie. Auch für sie setzten sie das eigene Leben aufs Spiel.

Wenn all die Gefolterten und Ermordeten das erträumte Morgen schon nicht erleben konnten, so sollten wenigstens ihre Qualen, ihr Tod gerächt werden. Wenn es nicht gelang, das Morden aufzuhalten, dann sollten die Mörder wenigstens büßen. Rache war ein legitimes und mobilisierendes Motiv, in einem Abgrund von Trauer und Hoffnungslosigkeit weiterzukämpfen.

Rache und Haß. Wer die Augen vor dem Terror des Faschismus nicht verschloß, wer sich nicht abwandte, sondern die Konfrontation auf sich nahm, bewegte in seinem Herzen nicht nur hehre, »edle« Gefühle. Die Moral dieser Kämpferinnen und Kämpfer war hoch. Sie bemühten sich, zu differenzieren zwischen Verantwortlichen und Befehlsempfängern. Sie kämpften *auch* darum, nicht zu werden wie ihre Feinde. »Ich hätte nie einen Gefangenen erschießen können«, sagte Fifi, und Truus hält sich stets die Mahnung ihrer Mutter vor Augen, daran zu denken, daß nicht alle Deutschen Nazis sind. Die junge Partisanin erzählt in einer Sendung von Radio Moskau, daß sie verzweifelt war, als sie mit einem deutschen Panzer auch das Leben von dessen Fahrer, einem erschrockenen, blutjungen

Soldaten, zerstören mußte. Aber sie weiß auch, daß jeder Schritt, den sie die deutsche Armee zurückzwingt, ein Schritt zur Verhinderung neuer Massaker ist. Dina weiß, daß der Soldat, den sie gerade erschossen hat, noch gestern den Abtransport Lyoneser Juden bewacht hat. Truus weiß, daß der SD-Offizier, auf den sie mit ihrem Revolver gezielt hat, keine Gefangenen mehr machen, foltern und exekutieren kann.

Das Morgen mag ungewiß sein, aber heute steht der Feind im Land. Und er wähnt sich unbesiegbar. Selbst wenn jedes Attentat, jeder Anschlag, jeder entgleiste Zug nur ein Nadelstich in einen Panzer sind, jeder dieser Nadelstiche trägt schließlich dazu bei, den Panzer zu brechen. Diese jungen Frauen können nicht darauf warten, daß irgendwann die Alliierten kommen oder die Rote Armee und die Besatzer aus dem Land treiben. Sie können sich nicht darauf beschränken, Vorbereitungen für die Befreiung zu treffen. Ihre Radikalität, ihr Ernst, ihr Haß, ihr Bedürfnis nach Rache lassen ihnen keine andere Wahl, als hier und jetzt zu kämpfen. Sie haben auch in den »normalen« Zeiten nicht darauf gewartet, daß sich etwas ändert, sie haben ihr Leben selbst in die Hand genommen und damit schon begonnen, es zu verändern. Wie könnten sie jetzt warten?

Jede Kugel, die einen Gestapo-Offizier trotz seiner gepanzerten Limousine, trotz seiner arroganten Selbstgewißheit, trotz seiner schrankenlosen Macht in die Knie zwingt, ist ein Sieg gegen die Herrschaft der Herrenmenschen. Zeigt ihnen, daß ihre Festungen nicht uneinnehmbar sind, daß ihre Unverletzlichkeit Illusion ist. Einzig mit einem Revolver, einer Handgranate und einer unerschütterlichen Entschlossenheit ausgerüstet, kann ein siebzehnjähriges Mädchen diesen Sieg erringen und der Welt beweisen, daß die Bestie nicht allmächtig ist, daß es durchaus sinnvoll ist, den ungleichen Kampf fortzusetzen. Und jeder Schuß, mit dem sie der Bestie eine neue Wunde zufügt, trifft auch für die, die das Ende dieses Kampfes nicht mehr erleben können.

Anmerkungen

- 1 Arnold Zweig und Hermann Struck: Das ostjüdische Antlitz, Wiesbaden, 1988, S.111
- 2 dieselben, S. 130f.
- 3 Dora Goldkorn: Erinnerungen an den Aufstand im Warschauer Ghetto, in: Im Feuer vergangen, hrsg. von Arnold Zweig, Berlin (DDR), 1960, S. 587
- 4 Gusta Dawidson-Draengerowa: Tagebuch der Justyna, in: Im Feuer vergangen, op. cit., S. 184
- 5 Noemi Szac-Wajnkranc: Im Feuer vergangen, in: Im Feuer vergangen, op. cit., S. 531
- 6 Aviva Kempner und Josh Waletzky: Partisans of Wilna, Icarus Films, New York, 1985
- 7 ebenda
- 8 Marie Syrkin: Blessed is the Match, New York, 1947, S. 234 (von mir aus dem Englischen übersetzt)
- 9 Dora Goldkorn, op. cit., S. 598ff.
- 10 Noemi Szac-Wajnkranc, op. cit., S. 536
- 11 Dora Goldkorn, op. cit., S. 588
- 12 dieselbe, S. 588f.
- 13 dieselbe, S. 594

"Was hätte ich den sonst tun sollen?" - für die im Buch beschriebenen Frauen war der Weg zu den widerständigen und bewaffneten Gruppen, die in den 1930er und 40er Jahren in Europa gegen Faschismus und deutsche Besatzung kämpften, eine logische Konsequenz aus ihren Überzeugungen und den erlebten Erfahrungen von Unterdrückung. Das letzte Kapitel des Buches "Sag nie, du gehst den letzten Weg", das hier abgedruckt wird, beschreibt ihre Beweggründe, sich dem bewaffneten Widerstand anzuschließen.

Der Klappentext zum Buch "Sag nie, du gehst den letzten Weg": In den Ghettos Osteuropas, in den besetzten Niederlanden, in Titos Partisanenarmee, von Lyon bis Bialystok kämpften auch Frauen mit der Waffe gegen den nationalsozialistischen Terror. Doch während ihre männlichen Kameraden nach dem Krieg als Helden gefeiert wurden, versanken sie im Dunkel der Geschichte. Dieses Buch erzählt von ihrem Widerstand, der verschwiegen und vergessen wurde: ein wichtiger Beitrag zur Erforschung weiblicher Geschichte.